



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen

Hermes, Johann Timotheus

Wien, 1787

XXI. Brief, welchen Sophie nicht würde geschrieben haben, wenn sie gewust hätte, daß ihre Briefe gedruckt werden solten. Der Contrast der beiden Schwestern wird noch grösser.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-50372](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-50372)

ich wieder auf der Reise. Da wirds wol wichtigere Dinge zu schreiben geben! O daß ich dies Haus nicht verlassen dürfte — oder vielmehr, o daß ich in Sachsen wäre! Ich bin &c.

Sophie.

XXI. Brief.

Welchen Sophie nicht würde geschrieben haben, wenn sie gewußt hätte, daß ihre Briefe gedruckt werden sollten. Der Contrast der beiden Schwestern wird noch größer.

Sophie an die Wittve E.

Königsberg, den 3ten Mai, früh. Cont.

Nach liebste Mutter, ich habe gestern einen Bedienten des Herrn Selten gesehn! Ich glaube sicherlich, daß dieser Mensch in Königsberg ist. Nichts wäre der Ruhe nachtheiliger, mit welcher ich von hier abzureisen gedachte! Sie werden mich freilich fragen: „Was geht dich Herr Selten an?“ Ich frage auch selbst so; aber ich weis keine Antwort auf diese Frage! Mein Herz hintergeht mich! Es wirft mir immer vor, daß ich auf eine unbillige Art ein Mißtrauen in ihn gesetzt habe; daß nur ein narri-scher Hochmuth mich hat können fürchten lassen, entführt zu werden; daß er hieran nicht gedacht hat; daß die Nachstellungen seines Gegners ihn gezwungen haben, das zu thun, was er gethan hat; daß ich seinen Brief nur noch einmal durchlesen darf, um mich von diesem allen zu überzeugen. — Bis jetzt habe ich mich dem Gedanken an ihn noch so ziemlich widersezen können: jetzt aber, da ich vermu-
ten

ren mus, daß er mir so nah ist, jetzt bin ich in einer unablässigen Unruh. Es fehlte nicht viel, ich hätte den Bedienten gerufen, und ihm einen Brief übergeben, den ich schon einmal zerrissen, und doch wieder geschrieben habe. Mein Gesicht wird heiß, so bald ich dran denke, daß dieser Mann in einer Ungewißheit ist, die ihm die allerschändlichste Meinung von mir wahrscheinlich machen mus. Was nicht meins allerdringendste Pflicht, ihm mein nächstliches Schrecken, das die Ursach jener abscheulichsten Sache war, bekannt zu machen? Das habe ich nicht gethan — was mus er nun vom Zusammenhange meiner Pflichten denken? Und rechtfertigt oder bestätigt nicht meine Flucht alles, was er von mir denkt, wenn nämlich diese Flucht so thöricht ist, wie sie mir jetzt zu seyn scheint? Wie konte ich einem Mann böse Gefinnungen zutrauen, der, wenn ich die Hize, mit welcher er seinem Gegner begegnete, und das verführerische Betragen in einer fürchterlichen Nacht ausnahm, mich nichts als Tugend, mehr als Tugend hat sehn lassen? Und sind wir einem Reichen, der uns wolthut, Dank schuldig: so müssen wir ja auch wol dem Rechtschafnen danken, dessen Tugend wir uns haben erfreuen können. Was hinderte mich sein Reichthum? oder war nicht vielleicht alles, was ich that, eine Wirkung des heimlichen Verdrußes, mit welchem ich es empfand, daß er für mich zu vornehm und zu reich war? Mit einem Wort: habe ich nicht mein Herz auf eine unbesonnene Weise vernachlässigt? Denn entweder ich weis nicht,

was Liebe ist, oder mein Herz ist voll Liebe zu ihm gewesen.

Erwegen Sie nunmehr, daß er in seinem letzten Briefe deutlich äussert, daß ich ihm nicht gleichgültig bin; (denn warum sollte er sonst klagen, daß mein Herz verschenkt ist?) daß, so geheimnisvoll er sonst war, er mir Dinge, die ihn persönlich betrafen, anvertrauen wolte: gewiß eine Sache, die bedenklich ist; daß ihn also der Glanz seines Glücks nicht . . .



Ich wurde hier abgerufen, und nachdem ich wieder überlese, was ich geschrieben habe, finde ich, daß ich eine Närrin bin. Führen nicht alle Mannspersonen eben diese Sprache, die er führt? Ist's wahr, daß ich schön bin: (und ich weiß nicht, warum ein Mädgen, dem Jedermann das sagt, dran zweifeln sollte. — Es sei also wahr, und ich danke Gott davor, der meinen Staub gebildet hat,) so war es freilich nichts unangenehmes für ihn, die Reise mit mir fortsetzen zu sollen. Wenn er also etwas schmeichelhaftes schrieb; wenn er sich Mühe gab, mich zu überreden, daß ich mit ihm reisen möchte: so ist's thöricht, zu glauben, daß er mich geliebt habe. Vielleicht hielt er mich überdem für reich; wenigstens konnte er meine Armuth, die Ihre Güte mich selbst nicht empfinden läßt, aus nichts schliessen. Vielleicht hielt er mich für ein Mädgen *à l'avanture* . . . ach! das demüthigt mich mehr, als ich verdiene! Lassen Sie mich nicht weiter von ihm

ihm

ihm reden! Und sollte es ja geschehen . . . Mein mit meinem Willen nicht!



Aber woher kommt auf einmal diese höchstverdrießliche Lage meines Gemüths, nachdem ich mit meinem Zulchen den allerprächtigen Auftritt der Natur: den majestätischschönen Aufgang der Sonne, angesehen habe! Voll von einer Freude, die im Voraus das Licht betrachtete, das am grossen Morgen der Ewigkeit scheinen wird; entschlossen unser Leben — diese Dämmerung, durch die fröhlichste aller Erwartungen uns leidlicher zu machen, kamen wir wieder vom Balcon auf unser Zimmer. Kaum bin ich hier; kaum schließt Zulchen den Mund, der mich entzückt hatte, und setzt sich zum Schreiben hin: so zieht sich diese Wolke über mein Gemüth. Meine jezigen Jahre sollten mein Frühling seyn — ach! sie sind es nicht! Sind sie mein April? Vielleicht! denn nur wenige meiner Tage sind ganz heiter: wolan, dann will ich mich auf den blumigten Frühling und auf den fruchtreichen Sommer freuen. Sind sie aber schon mein Herbst — ach! ich fürchte es; denn alle meine Tage sind trübe: o wie unbenutzt und ungenutzt ist denn mein Frühling und mein Sommer vergangen? warum habe ich nicht Blumen, und nicht Früchte gesehn?

Fast möchte ich glauben, daß die Art des Meides (doch ist's ein unsträflicher Meid) mit welcher ich Zulchens sittliche Vollkommenheiten seh, meine Vorstellungen so trübe macht. So nenne ich tausend Dinge, nach welchen ich erst, seitdem ich Sie kenne,

strebe: Sie ist auch nicht glücklich; aber sie verbirgt ihren Kummer mit eben der Gefälligkeit, mit welcher eine wolgezogene Tochter eine Unpässlichkeit verbirgt, wenn sie fürchtet, ihre Mutter werde durch Uebernehmung der häuslichen Sorgen beschwert werden. Sie klagt auch wie ich, über Unterbrechung ihres Umgangs mit Gott: aber man sieht wol, daß ihr Gewissen sie nicht so abweist, wie meins seit. Ach Sie wissen es! Sie hat auch viel cholericisches: aber, weit entfernt zu toben wie ich, scheint sie nur so viel von diesem Temperament zu dulden, als sie braucht, um reizendfrisch von Farbe, durchdringend im Blick, und ohne Ermüdung in allem, was sie vornimmt, fleißig zu seyn. Sie hat auch ein zärtliches Herz: (wenigstens ist mir sonst ihr Gram nicht begreiflich) aber ihr Herz scheint so gänzlich in ihrer Gewalt zu seyn, daß nicht ein Wort, nicht einmal ein Gelegenheitsseufzer sie verräth. Sie wird von ihrer Schwester (die ohngeachtet meiner und Zulchens Bemühung unverbesserlich ist, wie gestern ihr Oheim sagte) auf alle Weise gedrückt: aber ich habe nie gesehn, daß sie auch nur eine einzige Thorheit ihrer Schwester gerügt hätte, auffer einer, die zu unverschämt war, und die ich Ihnen erzählen muß;

Koschgen zerbis gestern einige Federn, wie ihr Musikus von ihr gegangen war. Zulchen sagte mir leise, „Baal dichtet!“ Sie schrieb, strich durch, und schrieb wieder. (Ich vergas Ihnen zu sagen, daß beide das Französische vollkommen verstehen.) Man sah, daß sie zu einer Arie, die sie dann und wann auf dem Flügel anschlug, Verse machte.

Ende

Endlich war sie fertig, und bat uns zu beurtheilen, ob sie so glücklich gewesen sei, dem Ausdruck der Musik gemäß zu dichten. Sie sang und spielte ihre Arie, die so schön ist, daß ich sie Ihnen niederschreibe:

Ma plus-chere brebis est toute languissante,
 Elle se couche au bord de ce ruisseau,
 Et refuse les fleurs que ma main lui présente!
 Si c'est l'amour qui la tourmente,
 O Dieux! quel mal facheux se met dans mon trou-
 peau!

Ich bewunderte diese Verse, wie sie es verdienen. Koschgen ward so unleidlich stolz, daß Julchen endlich an den Flügel trat, indem sie zu ihr sagte: „O meine Schwester! möchten wir doch in allen Stücken so übereinstimmend denken! Ich habe nur gestern eine Arie gemacht, die mit deiner die möglichste Aehnlichkeit hat!“ zugleich spielte sie eine schöne Composition, und sang.

Mein liebstes Lamm ist krank! das beste meiner Herde!
 Dort liegt es, matt, und fühlt sich an dem Flus!
 Ich gab ihm frisches Gras: es wirft es auf die Erde!
 O! Wehe meiner armen Herde,

Wo du, o Lieb, es bist, was mein Lamm leiden mus!

Ich mus Ihnen gestehn, daß ich nichts gemerkt hätte: aber Koschchens böses Gewissen verrieth sich. „Du denkst wol gar, sagte sie trozig, daß ich die französische Arie nicht selbst gemacht habe?“ — „Ich weiß nicht, antwortete Julchen, „ob unsre Freundin eben diesen Verdacht haben kan?“ — „Nein in Wahrheit“ sagte ich. Julchen ging hinaus. Nachdem ich mir die französische Arie abgeschrieben hatte, ging ich hin, Julchen um ihre

Composition, die mir besser gefiel, als die andre, und zugleich um ihre Verse, zu bitten. Sie wolte mir ihr Buch nicht geben, sondern setzte sich hin, um beides abzuschreiben. Ihre Verweigerung machte, daß ich ihr ihr Buch entris, und hier fand ich ihr „Mein liebstes Lamm 2c.“ mit der Ueberschrift „aus dem französischen *Ma plus-chere* „*brebis* &c. übersezt im Mai. 1761.“ Die Bescheidenheit, mit welcher sie ihrer Schwester geschont hatte, gehört so charakteristisch zu ihrem sanften Wesen, daß ich gewiß weiß, sie würde mir nie die Lüge ihrer Schwester entdeckt haben. Sie gestand mir hernach, daß sie die Urschrift schon seit einigen Wochen gehabt habe, sagte aber nichts, als ihre Schwester die Frechheit hatte, mir zum Beweise der Wahrheit ihres Vorgebens, das noch nasse Blatt zu zeigen, auf dem sie, wie beim Dichten geschieht, viel durchstrichen hatte.

Die Madame Vanberg ist eine sehr würdige Frau; aber Koschgens mislungene Erziehung lies mich nicht zweifeln, daß nicht die Ausbildung von Gulchens Herz, irgend sonst Jemand zu verdanken seyn sollte. Und diese gestand mirs, daß ein Mann, den sie den allgemeinen Freund unsers Geschlechts nennt, und von welchem sie mit einem allerliebsten Enthusiasmus spricht, ihr Muster gewesen ist. Sie las mir einige Briefe, die sie gewechselt haben; (denn er hat seit ihrem zwölften bis in ihr fünfzehntes Jahr in ihrem Hause in Hamburg gewohnt) diese Briefe sind über alle Vorstellung schön: aber mit einer stolzen Mine, die halb Eigensinn, halb Scherz war, hat sie

sie

sie mir bis jetzt die Erlaubnis, einige abzuschreiben, ja auch die, sie nur selbst zu lesen, verweigert. Doch erlaubt sie mir, ja sie dringt mich so gar, an ihren Freund zu schreiben. Sie las mir auch den Brief vor, den sie heut an ihn schreibt. Keine Babet konnte schöner schreiben! Sie wirft ihm, ohne kläglich zu thun, und doch zärtlich, vor, daß er sie ein Jahr lang vergebens hat auf Antwort hoffen lassen, und meldet ihm in einer bewundernswürdigen Kürze und doch umständlich, warum und wie ihre Familie jetzt in Königsberg wohnt. Mit einem Wort, dieser Brief ist ein Meisterstück, und mir, (die die Person aus einem Briefe beurtheilt) als eine Bestätigung meines Urtheils von ihrem Herzen, äußerst angenehm. Ich sagte ihr auf den Kopf zu, daß dies der Geliebte seyn müsse. Mit einem ernsten Wesen antwortete sie mir: „Sie kennen die Liebe nicht, wenn Sie glauben, daß sie so entsteht! Liebe kan Ehrfurcht werden: aber Ehrfurcht wird nicht Liebe.“ (Ob das so ganz wahr ist, weiß ich Laie nicht. Sie fuhr fort) „Und damit Sie diesen, der Würde meines Freundes und mir selbst nachtheiligen, Verdacht, nicht länger hegen: so will ich durchaus, daß Sie ein Blatt an ihn, in meinem Brief einlegen sollen. Liebte ich ihn: so würde ich doch wol nicht so thöricht seyn, Ihnen seine Bekantschaft zu verschaffen.“

Es ist freilich sehr seltsam: aber *pour la rareté du fait* habe ich mich entschlossen, an ihn zu schreiben. Sie wissen wol, wie wenig diejenigen Mädgern sich bitten lassen, denen es eben nicht gar zu schwer wird

nird, einen Brief zu schreiben. Ob uns das so bewundernswürdigviel Ehre bringt, weiß ich nicht. Ich erinnere mich, daß Sie einst sagten: eine gar zu grosse Fruchtbarkeit in Briefen, sei ein Zeichen der Einfalt.

XXII. Brief,

Seltfam genug.

Sophie an Julchens Freund.

Mein Herr,

Ihre Freundin hat mir ihre Liebe in so großem Maas geschenkt, daß sie nicht nur in ihrem Briefe an Sie, meiner sehr gütig erwähnt, sondern mich auch dringt, an Sie zu schreiben. Und entweder die Zärtlichkeit gegen Ihr Julchen, oder eine vielleicht übertriebne Delicatesse meines Gewissens, giebt mir die Feder. Ich würde glauben, ein fremdes Gut eigenmächtig hingenommen zu haben, wenn ich Ihnen nicht entdecken wolte, daß ich einen grossen Theil des Herzens besize, das Ihnen ganz zu gehören scheint, weil Sie es ganz gebildet haben. Ich konte glauben, daß Ihr Edelmut mir diesen Besitz erlauben wird: aber man athmet freier in Sans-Souci, wenn man die Bewilligung des Monarchen gesucht hat — und Ihr Julchen preiset Sie, wie Sans-Souci den König.

Entschuldigen Sie das Seltfame der Handlung, daß ich an Sie schreibe! entschuldigen Sie es mit der Aufhäufung der Empfindungen, die sich meiner bemächtigen, da ich meine Freundin nächstens ver-

laß